

und Ordnungswidrigkeiten, die zwar nominell mit Bußgeldern von bis zu 250.000 € bestraft werden können, jedoch von der Justiz in aller Regel als Kavaliersdelikt eingestuft und selbst im Wiederholungsfalle nur mit 5.000 € geahndet werden.

Zu den «professionellen» Raubgräbern, die mitunter gar mit Kleinbaggern anrücken, kommen noch jene, die weniger am materiellen Gewinn interessiert sind, sondern aus wissenschaftlichem Interesse, vor allem aber aus Sammelleidenschaft oder Abenteuerlust (mit dem Begriff «Schatzsuche» wird für die Metallsuchgeräte erworben) und als Freizeitvergnügen mit der Sonde und dem Klappspaten durch Wälder streifen. Die Amateure wissen manchmal gar nicht, dass Eingriffe in den Boden ohne amtliche Genehmigung verboten sind. Von der unterlassenen Meldung oder gar Unterschlagung der Funde ganz zu schweigen. Die Autoren schildern spannend einige herausragende Fälle von Raubgräberei – vom Runden Berg bei Bad Urach über das Heidentor von Egesheim, die Himmelsscheibe von Nebra und den Wettiner Schatz von Moritzburg.

Im historischen Rückblick wird deutlich, dass die Raubgräberei als Grabräuberei schon im alten Ägypten nachweisbar ist. Ein Höhepunkt ist sicher das frühe Mittelalter, wo die alamannischen und fränkischen Friedhöfe hierzulande oftmals nur wenige Jahre nach der Beisetzung der Toten von Grabräubern geplündert wurden. Auf die recht unterschiedlichen und interessanten Motive dieser «legalen» oder illegalen Taten wird leider kaum eingegangen. Dafür zu ausführlich auf magische und alchemistische Beispiele der Schatzsuche in der Malerei des 16. bis 18. Jahrhunderts. Interessant wäre auch ein tiefer gehender Beitrag eines Psychologen über Motivierung und Demotivierung von «Schatzsuchern» gewesen.

Fürstliche Schatzkammern und Antiquitätensammlungen stehen am Beginn der Museen. Antiquitätensammler zählen zu den «Ahnen» der Archäologen. Anfänglich ging es um den «schönen Fund», ästhetisch oder

materiell wertvolle Objekte, welche die Museen zieren. Das stellte Museen noch heute vor die schwierige Entscheidung, ob sie bedeutende illegale Funde unsicherer Herkunft ankaufen sollen oder nicht. Erst allmählich, Ende des 18. Jahrhunderts, als Geologen die stratigrafische Methode entwickelten, gelangte die Archäologie über die bloße Fund-Bergrung zur Sicherung der Befunde, also der Zusammenhänge, welche die Erkenntnismöglichkeiten der Wissenschaft schlagartig vervielfachten.

Heute steht bei Archäologen nicht mehr der Fund – so «schön» er auch sein mag – im Mittelpunkt, sondern die Befunde, die über das Leben und die Umwelt in jenen schriftlosen Zeiten, über Ernährung, Wirtschaft und Religion Aufschluss geben und nicht zuletzt auch den Fund datieren. Für solche Schlussfolgerungen ist man auf möglichst viele Fakten angewiesen, die bei sorgfältigen Ausgrabungen gewonnen werden.

«Der eigentliche Schatz der Archäologen ist die Erkenntnis». Die Raubgräber aber sind, trotz modernster Technik, in der Vergangenheit stehen geblieben. Der Fund ist ihr Ziel, und wo sie Funde ausbuddeln, zerstören sie das Umfeld und die Erkenntnismöglichkeiten. Darin, und nicht im Diebstahl der Objekte, liegt der größte Schaden für die Wissenschaft.

Auf der Suche nach Möglichkeiten, den Schaden zu minimieren, haben die Autoren kein Allheilmittel ausgegraben. Was sie vorschlagen, hat nicht nur positive, sondern auch negative Aspekte. Sie können nur auf die Einsicht der Menschen hoffen. Aber ist das realistisch?

Bei zwölf allesamt kompetenten Autoren sind Wiederholungen in den 19 Kapiteln des Buches nicht zu vermeiden. Einige Beiträge berühren das Thema eher randlich, sind aber dennoch interessant. So ist ein streckenweise spannend zu lesender Sammelband entstanden, für den der Biberacher Museumsdirektor Bruncker verantwortlich zeichnet und der einer breiten Leserschaft zu empfehlen ist.

Dieter Kapff

Franz Littmann

Johann Peter Hebel, Humanität – und Lebensklugheit für jedermann.

Sutton Verlag Erfurt 2008.

126 Seiten. Gebunden € 14,90.

ISBN 978-3-86680-332-9

Noch ein Buch über Johann Peter Hebel, den Heimatdichter? Nicht ganz. Franz Littmanns 126-seitiges Buch mit dem Untertitel «Humanität und Lebensklugheit» weckt Interesse bei Hebefreunden und -kennern. In der Vergangenheit konzentrierten sich diese und auch die Literaturwissenschaftler und Verleger fast nur auf die *Alemannischen Gedichte* (1803) und das *Schatzkästlein* (1811). Wie der Autor im Vorwort richtig feststellt, fehlt seit 1838 eine vollständige Gesamtausgabe von Hebels Werken, und noch längst sind nicht alle Manuskripte Hebels bekannt und veröffentlicht, und fast vergessen sind die *Biblischen Geschichten* (1824), die Briefe, Gutachten und Aufsätze, das Stilbuch und der *Almanach des Proteus*.

Was erwartet nun die Leser, wenn ein ausgewiesener Fachmann eine neue Hebel-Biographie vorlegt? Franz Littmann, 1948 in Durmersheim bei Karlsruhe geboren, ist Mitarbeiter der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe und bereitet derzeit eine Gesamtausgabe der Werke Johann Peter Hebels vor, die zu dessen 250. Geburtstag im Jahre 2010 erscheinen soll. Darüber hinaus hat sich Littmann bereits in zahlreichen Aufsätzen und Publikationen mit dem badischen Dichter, Pädagogen und Theologen auseinandergesetzt. Littmann geht in seinem neuen Buch vor allem auch auf das geschichtliche und gesellschaftliche Umfeld Hebels ein, weil dies auch Grundbedingung ist, um Hebels Werk aus seiner Zeit und in seiner Zeit besser verstehen zu können. Diese war geprägt von epochalen Veränderungen, deren Auftakt die Französische Revolution bildete. Mit Jean Paul und Pestalozzi, meinte der Philosoph Wilhelm Dilthey, habe Hebel als Erster «das Herz des einfachen Menschen und die Schönheit, Kraft und Tiefe des niederen Lebens entdeckt». Hebel war eben kein naiver Volksdichter.

Die drei Kapitel Erlangen, Hertingen und Karlsruhe bilden Schwerpunkte. Hebel als Theologe, hier insbesondere die Neologie, zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch. Der Autor erläutert den religionsgeschichtlichen Hintergrund der Neologie, parallel dazu verdeutlicht er auch die pädagogischen Quellen aus dem zeitlichen Kontext. Von außerordentlicher Bedeutung hierbei ist, dass Littmann den Zusammenhang zwischen der klassischen Philosophie und der evangelischen Theologie thematisiert. Der Autor konstatiert, dass Hebel eben kein naiver Volksdichter war, sondern ein kirchlicher und politischer Repräsentant in einer zwar kleinen, aber geistig und politisch florierenden und aufstrebenden Stadt. Littmann ist es in einem nicht leichten Spagat gelungen, Person und Leben Hebels aus den gesellschaftshistorischen Zusammenhängen seiner Zeit zu deuten. Erfreulich dabei ist die Tatsache, dass er bekannte und weniger bekannte historische Quellen ans Licht holt und nachgeordnet durch eigene Interpretationen in ein neues Licht setzt. Wichtige Grundlagen für Hebels Werke sind die Exzerpthefte, wie der Autor verdeutlicht. In diesen Aufzeichnungen findet man Notizen über die Bienenzucht, Auszüge aus Johann Christoph Amelungs *Grammatik für Schulen*, ein langes Exzerpt aus dem *Lob der Torheit* des Erasmus von Rotterdam. Hinzu kommt Technologisches, Mathematisches und Naturwissenschaftliches.

«Richtig gut kennen wir Hebel eigentlich nicht», konstatiert Franz Littmann in seinem Vorwort. Beim Studium der vorliegenden Biographie werden die Leser vielleicht einem anderen Hebel begegnen als dem, den sie bisher zu erkennen glaubten. Leider fehlen Quellenangaben für die Zitate. Auch ein Personenverzeichnis wäre hilfreich gewesen. Gleichwohl setzt Littmanns Buch Maßstäbe. Wohl gemerkt, es ist keine Einführung in das Leben und Werk des Dichters als Erstbegegnung. Sich an Hebel erinnern, ist eine Sache, Hebel wieder lesen eine andere, auch das ist aus Littmanns kenntnisreichem Buch, an dem die Hebelforschung nicht vorbeikommen wird, zu lernen. *Elmar Vogt*

Michaela Neubert

Franz Josef Spiegler. 1691 – 1757. Die künstlerische Entwicklung des Tafelbildmalers und Freskantens.

Anton H. Konrad Verlag Weissenhorn 2007. 632 Seiten mit 314 Farbabbildungen, fester Einband. Leinen mit Schutzumschlag € 78,-. ISBN 978-3-87437-487-3



Der «Historien- und Freskomaler» Franz Joseph Spiegler, wie er sich stets selbst nannte, zählt zu den bedeutendsten Barockkünstlern im süddeutschen Raum. Sein bevorzugtes Tätigkeitsgebiet war Oberschwaben, seine Werke finden sich aber auch im Allgäu, Bodenseegebiet, dem Breisgau und bis in die Schweiz. War der Benediktinerorden sein wichtigster Auftraggeber – zahlreich sind Fresken und Altarbilder in den Abteien Ottobeuren, St. Blasien, St. Peter im Schwarzwald, Weingarten, Ochsenhausen, Zwiefalten sowie in den Schweizer Klöstern Engelberg und Muri erhalten –, erteilten ihm darüber hinaus auch andere Orden große Aufträge. So finden sich zum Beispiel seine Werke auch bei den Zisterziensern in Salem, den Prämonstratensern in Schussenried, den Kapuzinern in Konstanz sowie dem Deutschen Orden auf der Insel Mainau und in Merdingen.

Geboren in der Freien Reichsstadt Wangen erhielt er wohl seine künstlerische Ausbildung bei seinem Großonkel, dem Kurfürstlichen Hofmaler Johann Caspar Sing in München. Wenn auch nicht archivalisch nachweisbar, kann die Autorin doch durch stilkritische Untersuchungen den Einfluss Sings auf seinen Großneffen, vorwiegend bei den Tafelbildern, erkennbar machen. Spieglers Ölgemälde behalten lange Zeit den dunkeltonigen Charakter des Münchner Kunstkreises, der stark unter dem Einfluss der römischen, bolognesischen und der niederländischen Kunst des 17. Jahrhunderts stand.

Sein weiterer Lebensweg lässt sich nur mühsam an den spärlich erhaltenen Dokumenten, besser an den gut

datierten Aufträgen und damit verbundenen Auftragsorten und -gebern verfolgen. Von 1727/28 bis 1752 wohnte er mit seiner Familie überwiegend, wenn er nicht für Aufträge unterwegs war, in Riedlingen an der Donau. Seine fassbare künstlerische Tätigkeit erstreckte sich über eine Zeitspanne von gut siebenunddreißig Jahren bis 1755. Zunächst mit Altargemälden beschäftigt, wurde er zunehmend als Freskant begehrt. 1726 lernte Spiegler in Ottobeuren die Werke des Venezianers Jacopo Amigoni kennen und beschäftigte sich fortan mit der venezianischen Barockmalerei. Unter ihrem Einfluss sollte sich seine Palette zunehmend aufhellen, die Farben leichter und strahlender, sein Stil freier und expressiver werden. Sein Ruf verbreitete sich rasch weit über Oberschwaben hinaus in benachbarte Regionen und bis in die Schweiz. Der Höhepunkt wurde die Freskierung der neuen Zwiefalter Klosterkirche 1747 bis 1751/52.

Dank eines Stipendiums für einen Venedig-Aufenthalt ist es der Autorin gelungen, die Grundlage für die außerordentliche Entwicklung des Künstlers zu erforschen, die sich in den Fresken des Zwiefalter Klosters niedergeschlagen hat. So konnte sie Einflüsse von Tizian, Tintoretto und Ricci sowie vor allem von Tiepolo nachweisen, die einen Aufenthalt Spieglers in Venedig, eine Auseinandersetzung mit den Originalen der venezianischen Maler, wenn auch nicht urkundlich fassbar, so doch zwingend notwendig erscheinen lassen. Darauf hin deuten auch besonders seine Ölskizzen, die er vorwiegend als Probezeichnungen anfertigte, wie es sonst im deutschen Raum nicht üblich war. Hier entwickelte er seinen für das reife Schaffen charakteristischen Malstil, der vor allem durch einen schwingvollen und spontanen Farbauftrag geprägt ist, wie er in den Zwiefalter Deckengemälden zusammen mit einem besonderen Bildlicht und einer malerischen Modellierung erscheint. Die Fresken in der Zwiefalter Abteikirche gehören damit zu seinen Meisterwerken und zu den Höhepunkten der süddeutschen Deckenmalerei überhaupt. Aus